

Distanz und die Nähe, die jede Koketterie außer Kraft setzt. Läßt sie nur einmal sich aus dem Spiel, wird die Spannung zwischen Nicht-Teilhaben am Leben und Nicht-Teilhabenkönnen aufgehoben — wie schon im »Ländlichen Fest«, wie im »Sonntag bei Kreisands«.

Freilich: gerade die Breite ihres Werkes, der immer wieder neue Versuch, die absolute Kälte zu meiden, in der der Schmerz zum Schauer gerinnt, ihr sich immer wieder Im-Wohlbekanntem-Einrichten, ihr Kokettieren mit Tod und Selbstpreisgabe und das ängstliche Ausweichen in kleine Bosheiten, das Sicheinkuscheln, Einigeln, um nicht zerstört, um nicht gestört zu werden — all dies zeugt von Balance-Schwierigkeiten. Keine ihrer Ich-Erzählerinnen hat einen Partner, keine kennt den Raubtierausch, keine die Euphorie junger Mütter, diese Phase biologischer Überlegenheit der Frau, in der der Zweifel am Ich außer Kraft gesetzt ist. Keine auch regi-

striert mehr als eine oberflächliche Bindung an das Kind.

Ein Erfahrungsmanko —, gewiß, das keiner Bestätigung durch die Biographie der Wohmann bedarf. Das eher auf die Schwierigkeiten, hinweist, die die Frau hat, wenn sie schreibend Konfession versucht (hinter allen Hüllen und Verkleidungen die vielerlei nur *re*-agierenden Iche entdeckend, die eine Frau ausmachen); wenn sie nicht wütender, uneitler, weniger Zustimmung heischend fragt; wenn sie sich so voller Selbsthaß *nicht* in die Liebesverantwortung und in das Mitleidenmüssen abstößt, das ihr von Natur aufgegeben ist. In den besten Erzählungen hat Gabriele Wohmann diesen Abstoß gewagt. In der Breite ihres Werkes aber ist sie immer wieder spielerisch und spottend davor ausgewichen in die Schmerzlosigkeit: in eben jenen mädchenhaft turandotesken Lust-Ekel, der redselig macht.

Ingeborg Drewitz

Goethe — und ein Anfang?

Friedrich Tomberg sagt: »Den Deutschen liegt allein schon in ihrer klassischen Literatur ein unausschöpfbar reichhaltiges Werk vor.« *Bernd Peschken* urteilt: »Goethes in den »Wanderjahren« an Schriftsteller-Tücke zunehmende Spätprosa, eine Prosa von unerhörter Leuchtkraft und Verkürzung, setzt sich jedoch souverän über Leserbedürfnisse hinweg und enthält sich der Kompromisse mit dem gängigen Roman — er schweigt; alles ist niedergelegt in Form.« *Martin Walser* macht sich die Mühe, sich wenigstens scharfsinnig über Goethe zu ärgern, bei dem »nichts schiefgehen kann« und gegen den er den so viel kühneren wie unsichereren Kleinbürger Jean Paul ausspielt. Und *Hans-Christoph Buch* geht gar fast demütig in die Knie: »Ich begriff, was schon andere vor mir gewußt hatten: um Goethes Werk zu verstehen, mußte man zuerst sein größ-

tes Kunstwerk begreifen: Goethes Leben.«

So zu lesen 1974 im »*Literaturmagazin* 2«. Steht Peter O. Chotjewitz, der am Rande eines im »*Literaturmagazin* 1« faksimilierten Briefes zu Lessing und Goethe notiert hatte: »Die Herren interessieren mich nicht«, plötzlich allein? Vielleicht nicht unbedingt »I like Goethe« (so zu lesen auf T-Shirts in Frankfurt bei den Feiern zum 225. Geburtstag), aber »I read Goethe« als die neueste literarische Stimmung im Westen? Die Klassiker sind tot — das war doch bis vor kurzem ein Pleonasmus, die Todeserklärungen von Literatur und Literaturkritik bekamen wir gratis hinterdrein geworfen, und wer vorsichtig durchblicken ließ, er halte die Lektüre von Hölderlin und Marx, von Gottfried Keller und Trotzki, von Schiller und Lenin nicht für einander ausschließende

Alternativen, der wurde als ausgemachter Trottel betrachtet. Und nun plötzlich »Von Goethe lernen?« im Titel und »Fragen der Klassikrezeption« im Untertitel?

Sarkasmus als Reaktion derer, die sich die historische Dimension auch in der Dichtung nicht abschneiden lassen wollten, liegt nahe. Aber Vorsicht damit, und Vorsicht auch mit vorschneller Freude. Was da in der ersten Hälfte des »Literaturmagazin 2« zu lesen steht, ist vielleicht ein Symptom, dem Gewicht nach aber höchstens ein Symptömchen, und nicht nur für Gutes, sondern in mehrfachem Sinn auch für Schlechtes. Man muß nicht kulturkonservativen Geistes sein, um sich daran zu freuen, daß nicht mehr nur die verschütteten emanzipatorisch-demokratischen Autoren von Lessing über Georg Forster und Georg Weerth bis Franz Jung für der Aufmerksamkeit wert gelten, sondern daß Geschichte als eine und unteilbare wiederentdeckt wird, auch in der Literatur; die Kurskorrektur war überfällig, die Rigidität, mit der sowohl die Geschichte wie auch das Individuum unter Berufung auf die unmittelbare politische Tagesordnung und eine Solidarität, die subjektive Sperenzen nicht zulassen, zum Schweigen gebracht wurde, begann der Neuen Linken privat wie literarisch die Luft abzuschneiden.

Peter Handke, Peter Schneider und Karin Struck setzten die ersten Zeichen des Protests gegen die Mißachtung der individuellen Erfahrung in der zeitgenössischen Literatur, und die Inszenierungen Peter Steins sowie Peter Weiss' Hölderlin-Stück versuchten, Historisches wieder in den Erfahrungsbereich der Linken hereinzuholen. Daß das dogmatische Klappern der erstarrten marxistischen geschichtstheoretischen Begriffe wie der inquisitorische *Code révolutionnaire*, vor dessen Artikeln sich alles Tun, und vor allem das literarische, als relevant für den Klassenkampf zu rechtfertigen hatte, das Leben und die Bedürfnisse des Subjekts nicht deckten, ja oft gar nicht mehr erreichten, ist wohl der Erfah-

runghintergrund, vor dem die erneute Zuwendung zur Subjektivität wie auch zur Geschichte zu sehen ist.

Aber die geistige Landschaft ist nicht heiterer geworden durch diese Ansätze zu einer Neu-Entdeckung des »inkommensurablen« (wie Goethe gesagt hätte) Subjekts und zu einer neuen Befragung der literarischen Geschichte, die so schwer auf den Begriff zu bringen und so leicht mit Begriffen zu erschlagen ist. Das Einschumpfen der historischen Dimension im gegenwärtigen Bewußtsein scheint ohnehin ein kaum umkehrbarer Vorgang zu sein; kurzfristige Renaissancen aber, der »klassischen« Klassiker wie der modernen von Goethe bis Rilke, könnten allzu gut in eine Situation passen, in der die nachlassende Reformfreudigkeit der Gesellschaft uns noch eine Stabilität bescheren könnte, über die am Ende keiner froh sein wird. Wiedererwachendes Interesse für das Geschichtliche wäre dann eher ein Symptom für Resignation und Stagnation, für den versperrten politischen Blick nach vorn.

Wahrscheinlich ist, daß hier nur ein Strohfeuer brennt. Von den Beiträgen, die Hans-Christoph Buch im »Literaturmagazin 2« versammelt hat, stammen vier von Autoren, die aus Beruf oder Neigung die Verbindung zur Literaturgeschichte nie abreißen ließen (Ingeborg Drewitz; dazu die Germanisten Horst Albert Glaser, Rainer Dorner und Bernd Peschken) — allzu groß scheint das Echo auf Buchs Aufforderung zur Mitarbeit an diesem Heft gerade bei den Schriftstellern nicht gewesen zu sein. Am tapfersten und eigensinnigsten erkämpft sich Karin Struck einen Zugang zu dem ihr von der Schule oder den politischen Genossen vermiesten Hölderlin, dessen Lektüre ihr zum Modellfall von unreglementierter Erfahrung wird, die sie sich von keinen kurzsichtigen Relevanz-Parolen nehmen lassen will. Eine Entdeckung ist überdies die wunderbar unakademische, bewegte und gedrängte Prosa Bernd Peschkens, der stellenweise so nuancierte Einsichten erreicht wie einst

— fast fünfzig Jahre ist es her — Walter Benjamin in seinem Goethe-Artikel für die Große Sowjetenzyklopädie. Der Pferdefuß der linken Klassikrezeption aber schaut schon bei *Rainer Dörner* heraus, bei dem Figuren und Szenen des Faust II dazu tendieren, bloß Verkörperungen oder Symbole von geschichtstheoretischen Begriffen oder gesellschaftlichen Kräften zu sein; desgleichen bei *Friedrich Tomberg*, der in hölzernem marxistischem Politjargon vom »klassischen Erbe« spricht, vor dem er steht wie weiland der alte Franz Mehring: der Klassenkampf ist das wichtigste, aber Goethe ist eben doch groß, und vermitteln läßt sich das über das Ideal »einer voll sich auslebenden Persönlichkeit« (!), die dann beerbbar wäre. Ein ärgerlich falscher und hoffentlich nicht verräterischer Zungenschlag unterläuft schließlich auch dem Herausgeber *Buch*, wenn er im vorangestellten Editorial von der »längst fälligen Aufarbeitung des klassischen »Kulturerbes«« spricht — als ob das eine abschließbare Arbeit sei, die man sich endlich einmal vornehmen muß, und dann ist die Sache klar.

»Fragen der Klassikrezeption« sind in dem Band noch kaum angerissen. »Von

Goethe lernen« aber kann man in diesem verkürzten und direkten Sinn nichts, längerfristig und indirekt jedoch dürfte einem an ihm und seinesgleichen aufgehen, daß nur die selbstverständliche Kontinuität eines Umgangs mit »Klassikern«, die sich nicht durch die jeweils anhängigen Tagesparolen irremachen läßt, Einsichten erbringt. Nicht zuletzt die, daß zum Vergnügen an historischen Individuen vom Range Goethes es gehört, daß sie eben nicht »in den Griff zu bekommen« sind, wie eine leider derzeit beliebte Redensart lautet, und daß ihre Werke auch da bedeutsam und aufschlußreich sind, wo gar nicht explizit »fortschrittliche« oder »humane« Inhalte verhandelt werden. Die Hoffnung auf solche Entspannung und zugleich Neubelebung im Verhältnis zu vergangener Dichtung ist nicht allzu groß. Aber es wäre zu schön, wenn am Ende wirklich Peter O. Chotjewitz mit seinem Desinteresse an den »Herren« Klassikern allein wäre — und nicht, wie bisher, Arno Schmidt, der lange Jahre fast als einziger zeitgenössischer Autor ein intensives und dezidiertes Verhältnis zu den Kollegen der Vergangenheit pflegte.

Jörg Drews

Fünfundsiebzig Jahre Insel

Der Insel-Verlag feiert in diesem Jahr sein fünfundsiebzigjähriges Bestehen. Das Insel-Schiff kann für sich in Anspruch nehmen, was das Wappen der Stadt Paris mit seinem Segler bezeugt: *Fluctuat nec mergitur* — gezaust von den Wellen, geht es doch nicht unter. Für ein Schiff freilich ist es nicht nur wichtig, daß es nicht untergeht, sondern daß es Kurs hält und ankommt. Zum Kurs des Insel-Schiffs hier ein Rückblick und ein paar Bemerkungen.

Das Jahr war 1899. In Rilkes »Stundenbuch«, dessen erstes Buch »Vom mönchischen Leben« eben damals entstand, hieß es zur Jahrhundertwende: »Man fühlt den Wind von einem großen Blatt, /

das Gott und du und ich beschrieben hat, / und das sich hoch in fremden Händen dreht.« Erneuerung lag in der Luft: »Man fühlt den Glanz von einer neuen Seite, / auf der noch alles werden kann.« Daß Rilke die Buch-Metapher wählte, ist kein Zufall. Zu den Neuerungen, zur Erneuerung gehörte auch der Vorsatz einer neuen Buchkunst. Daß 1900 und 1901 auch die »Traumdeutung« und die Schrift »Zur Psychopathologie des Alltagslebens« des Doktor Freud, sowie die »Philosophie des Geldes« von Georg Simmel erschienen, fiel den Zeitbeobachtern nicht auf.

Die Erneuerung gab sich einen aristokratischen Zuschnitt: Georges »Blätter